

Es gilt das gesprochene Wort!

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

**Predigt aus Anlass der 54. Lourdeswallfahrt der Katholischen Militärseelsorge - ,
Pontifikalamt am Samstag, 12. Mai 2012, Lourdes**

Texte: Apg 16,1-10;
Joh 15,18-21.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder im Glauben,
liebe Soldatinnen und Soldaten und Angehörige der Militärseelsorge,
liebe Mitfeiernde.

I.

Grenzen zu überschreiten und Gewohntes hinter sich zu lassen, gehört immer wieder für uns Menschen zu unseren Herausforderungen. Viele von uns betrifft das Tag für Tag. Wer in seinem Beruf Ungewohntes verlassen und Neues beginnen muss, wer sich in seinem Auftrag als Soldatin und Soldat mit ethischen Fragen ungewohnter Ausmaße auseinandersetzen hat oder in bisher völlig fremden Umgebungen seinen Dienst tun muss, wer im familiären Bereich und im Feld von Partnerschaften und Beziehungen neue Erfahrungen macht, muss immer wieder Gewohntes hinter sich lassen, Grenzen überschreiten und auf Neues zugehen. Dies gehört zu den Lebensgesetzen. Wäre es nicht so, würden wir ein Zeichen von Sterben und später von Tod setzen. Leben hat immer mit der Überschreitung von Gewohntem zu tun. Wo Lebendigkeit ist, da öffnen sich immer wieder Grenzen und tut sich Neues auf.

Auf Neues zuzugehen und Grenzen zu überschreiten, gehört auch zu den umstürzenden Ostererfahrungen der Jünger. Mit dem Leiden, Sterben und Tod Jesu glaubten sie, dass alles zu Ende sei. Plötzlich erfahren sie: der gekreuzigte und tote Jesus lebt! Hier werden Grenzen überschritten und neue Perspektiven geöffnet, die die Jünger verwirren. Sie schlagen sich sprichwörtlich an den Kopf und fragen: Wie kann das geschehen? In den vergangenen Wochen haben uns die Feier von Ostern wie auch die vielen Texte der Heiligen Schrift, die davon berichten, gezeigt, dass die Jünger begreifen, was geschehen ist. Dies hängt vor allem mit ihrer Erfahrung zusammen. Ohne die Erfahrung, dass Jesus lebt, indem er ihnen begegnet, würden sie nicht verstehen, welche Grenzen sie zu überschreiten und worauf sie zuzugehen hätten.

Eine der ungewöhnlichsten Grenzüberschreitungen und fast ungeheuerlichsten Perspektiven, die Ihnen begegnen, berichtet die Apostelgeschichte. In der Lesung gerade haben wir davon gehört. Im 16. Kapitel der Apostelgeschichte, der Biografie der ersten Schritte der Kirche in unserer Welt, wird erzählt, dass Paulus begreift, dass er von Kleinasien nach Europa gehen müsse. Es heißt dort, dass er eine Vision hatte und nach Mazedonien gehen solle (vgl. Apg 16,9). Alle, die mitzogen, wie auch Paulus, so steht es dort, „waren überzeugt, dass uns Gott dazu berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden“ (Apg 16,10 b-c). Dies ist nichts anderes als einer der geschichtlichen Gründe, dass Viele heute in Europa Christen sein können. Paulus und die ihn Begleitenden machen einen ungewöhnlichen Schritt. Sie überschreiten die Grenzen des Gewohnten und Bekannten, sie verlassen ihren eigenen Kulturraum, nicht wissend, was auf sie zukommt, nur darauf vertrauend, dass Gott sie dazu gerufen hat. Der Autor der Apostelgeschichte ist davon überzeugt: Grenzen zu überschreiten, bedeutet, ganz auf Gott zu setzen und loszugehen. Was wir bereits menschlich kennen, wird hier für uns Christen deutlich gemacht. Wir Menschen sind in der Regel nur mit viel Kraftaufwand willens, auf Dauer ungewohnte Grenzen zu überschreiten, unsere Ängste zu überwinden und uns auf ganz Neues einzulassen. Die Bibel sagt uns, dass wir das menschlich auch nicht müssen, ja gar nicht können. Die Kraft dazu schenkt uns Gott; das gehört zu unserem Glauben und zu unserem Verständnis von Leben. Es gibt kein Leben ohne Gott und die Kraft dazu, die er gibt, um Neues zu erobern, Grenzen zu überschreiten und sich auf Ungewohntes einzulassen.

II.

Grenzen zu überschreiten, sich auf Ungewohntes einzulassen und Neues zu erobern, dass geschieht auch nicht wenigen von uns und Ihnen, die wir uns in diesen Tagen hier in Lourdes zur 54. Soldatenwallfahrt der Katholischen Militärseelsorge aufhalten. Es ist keineswegs gewöhnlich und normal, unter unseren Bedingungen an einen so großen Marienwallfahrtsort, der nach dem zweiten Weltkrieg ein Ort des Friedens und der Versöhnung, gerade für die Länder Frankreich und Deutschland geworden ist, zu pilgern. Die Motive, hierher zu kommen, sind, so glaube ich, so unterschiedlich wie wir Menschen sind. Es wird einige unter uns geben, die immer wieder gerne und mit Herzblut nach Lourdes fahren, weil sie die Gemeinschaft im Miteinander, die Orte der Stille und des gemeinsamen Gebetes und das Ungewöhnliche dieser besonderen Stätten schätzen und lieben gelernt haben. Es gibt andere, die haben nicht vergessen, welche guten Erfahrungen sie hier gemacht haben und deswegen

wiederkehren. Schließlich gibt es solche, die schlicht neugierig sind und sehen wollen, was die Katholiken an einem solchen Ort besonderes tun. Schließlich gibt es die, die dienstlich hier sind und diejenigen, bei denen sich Berufliches und Privates miteinander mischt. Auf alle Fälle bindet uns in aller unserer Unterschiedlichkeit eines zusammen: wir verbringen Tage an einem Ort, von dem wir Katholiken glauben, dass er uns auf eine besondere Weise Gott näher bringt. Jenem Gott, der nicht nur die junge Bernadette Soubirous, der 1858 hier die Mutter Gottes erschienen ist, über ihre gewohnten Grenzen hinaus gewiesen hat, sondern jenen Gott, der, so glauben wir Christen, auch uns die Kraft gibt, uns auf Neues und Ungewohntes einzulassen und dabei nicht nur auf unsere eigenen Kräften zu vertrauen, an denen wir, wie wir wissen, auch verzweifeln können, sondern ganz auf Gott zu setzen. Lourdes kann für jede und jeden von uns zu einem Ort der Ermutigung werden, alle Grenzen, welche auch immer es im Leben gibt, mit der Zuversicht, dass Gott bei uns ist, zu überschreiten, sich neue Horizonte zu erwerben und auf das spannende Abenteuer des Ungewohnten einzulassen.

Die Bibel weiß von einer solchen Haltung wunderbare Lieder zu singen. Paulus kann, weil er auf diese Kraft Gottes setzt, in völlig neues Land vordringen und das Evangelium bis nach Rom bringen und bezeugen. Nicht wenige, so auch ich, wären heute nicht hier, hätten wir nicht irgendwann in unserem Leben einmal ganz auf Gott gesetzt, gewohnte Grenzen hinter uns gelassen und uns auf das Neue, das Gott uns gibt, mit Neugier eingelassen. Dasselbe sehen wir an der Lebensgeschichte der heiligen Bernadette Soubirous, die auf völlig ungeahnte Weise hier an den Fluß Gave kommt und Neues erfährt. Und schließlich: Wie viele Kranke sind nicht wegen großer Hoffnung bereits schon hierher gekommen und tun es weiterhin, weil sie glauben, mit der Kraft Gottes die Grenzen ihrer Behinderung, die Grenzen ihrer Krankheit, die Begrenzung ihres irdischen Lebens auf oft ungeahnte Weise überschreiten zu können. Es gehört zu uns, dass wir letztlich mit einer Kraft, die größer ist als wir, auf Neues zugehen und Grenzen zu überwinden wagen. Diese Kraft hat einen Namen – Jesus Christus und sein Evangelium. Das ist der Gott, der auf uns Menschen auf menschliche Weise zugeht und uns zum Neuen und Ungewohnten ermutigt.

Für uns Christen gibt es keinen Lebensbereich, keinen Bereich von Verantwortung und Weltgestaltung, der ohne Gott ist. Überall, wenn auch auf sehr verschiedene Weise zu erkennen, können wir durch Reflexion und mit Glauben sehen, dass Gott ungewohnte Perspektiven öffnet und uns Neues wagen lässt. Angesichts der vielfältigen Bedrohungen, die Ihr Einsatz, liebe Soldatinnen und Soldaten, im Blick auf die Verantwortung über Leben und Tod nach sich ziehen, denke ich an den Einsatz in Afghanistan oder an der afrikanischen Küste oder sonstwo, möchte ich an die vielen ethischen Fragen und Probleme erinnern, die sich aus dem Einsatz militärischer Gewalt ergeben. Alle damit verbundenen Fragen sind hochkomplex und moralisch höchst bedrängend, denn der Einsatz von Gewalt, ganz gleich auf welche Weise und bei wem, bringt in der Regel Tod, Verletzung, Zerstörung, Verstümmelung und ungeahntes Leid mit sich. Dieses Leid bezieht sich immer auf das Äußere des Menschen und auf sein Inneres. Diejenigen, die Gewalt angewandt haben, müssen ein Leben lang damit leben, dass sie mit diesen zerstörerischen Mächten möglicherweise den Tod anderer Menschen und fremdes Leid mit verursacht haben. So möchte ich diese Herausforderungen, die wesentlich mit der Überschreitung von Grenzen zu tun haben, die uns Menschen in der Regel verwehrt ist, mit der Frage verbinden, an welcher Stelle Gott dabei ins Spiel kommt.

1. Gewalt gehört aufgrund der Freiheit des Menschen, die immer auch, neben dem Guten, die Möglichkeit zum Bösen einschließt, in die Wirklichkeit menschlicher Erfahrung. Da sie aber immer Schaden zufügt, ist ihre Anwendung immer begründungsbedürftig, nie selbstverständlich und verlangt die Wahrnehmung hoher Verantwortung. Gewalt anzuwenden, ist immer ein Übel und bedarf eines gefestigten Gewissens und eines klaren Charakters, um im Umgang mit ihr in den Grenzen des Moralischen legitim zu bleiben. Eine besondere Gefahr sehe ich vor allen Dingen dort, wo es durch die Gewöhnung an Gewaltanwendung zu einer großen Gefährdung der moralischen Integrität und Identität derjenigen kommen kann, die Gewalt anwenden. Die Gefahr der Überschreitung des sittlich Gebotenen ist niemals schnell gebannt.
2. Mit allen Menschen guten Willens sind wir Christen im Tiefsten davon überzeugt, dass wir uns mit der Gewalt als einer scheinbar unüberwindlichen Wirklichkeit dieser Welt niemals abfinden dürfen und müssen. Darum sind wir der Überzeugung, dass wir jede Form von Gewalt durch eine klare Rechtsordnung immer wieder zu

überwinden trachten müssen, weil der Mensch aufgrund seiner Möglichkeiten zu einem sittlichen Leben und seiner Gewissensentscheidungen dazu im Stande ist. Höher als jede Form von Gewalt steht die moralische Macht des Rechts. Gerade auch darum hat die Kirche und haben wir katholischen Bischöfe in Deutschland das Leitbild vom gerechten Frieden entwickelt, das in allem die Würde des Menschen zu respektieren sucht. Die Menschenrechte stellen dabei eine Mindestgarantie für die Menschenwürde da. Darum sind rechtsstaatliche Verhältnisse immer die Bedingungen, unter denen Menschenrechte am Besten geschützt werden. Leider ist dies bei nicht vielen Ländern dieser Erde der Fall. Zu oft werden Interessenskonflikte, aus welchem Grund auch immer, mit einer Gewalt, die die Menschenwürde außer Acht lässt, ausgefochten. Es gehört zu unseren moralischen Verpflichtungen und zu unseren vorrangigsten Aufgaben, dafür einzutreten, dass jeder Mensch vor Gott und alle voreinander gleich sind. Hier liegt eine Quelle für die Ermöglichung gerechten Friedens. Dabei bleiben wir ganz nüchtern: „Das Ziel, Gewaltanwendung aus der internationalen Politik zu verbannen, kann auch in Zukunft mit der Pflicht kollidieren, Menschen vor fremder Willkür und Gewalt wirksam zu schützen“ (vgl. Die Deutschen Bischöfe, „Gerechter Friede“ Nr. 150). Hier können wir deutlich sehen, dass uns, so sehr dies auch mit der Vernunft einsichtig ist, unser Gottglaube helfen kann, aus den Quellen des Rechts zum Wohl der Menschen zu schöpfen und Gewalt immer nur als „ultima ratio“, d. h. in der Regel als äußerstes Mittel zu nutzen, dass das letzte Mittel ist. Diese Einsicht kann helfen, in der eigenen Haltung und im eigenen Verhalten auf zivilisatorisch hohem Niveau zu bleiben. Soldatinnen und Soldaten sind in solchen Konfliktfällen nämlich immer großem Druck ausgesetzt, können sie doch durch Fehleinschätzung selbst zu Täter ungerechtfertigter Gewalt oder durch ungerechte Gewalt selbst zum Opfer werden. Auch aus diesem Grund sehe ich, dass nicht nur rechtliche und psychologische, sondern auch seelsorgliche Unterstützung, die das Leben auf Gott hin öffnet, hilfreich und nötig ist. So kann Ungewohntes und Neues im Entscheidungsprozess beginnen.

Ein solch ethisch reflektiertes soldatisches Selbstverständnis kann nur in einem umfassenden Bildungsprozess geprägt werden. Sich der Verantwortung über Leben und Tod in der Komplexität der heutigen Wirklichkeit bewusst zu sein und dafür einzustehen, bedarf, angesichts der immer wieder realistisch einzuschätzenden Möglichkeit von Gewaltanwendung, einer Haltung, die auf einem Halt gründet. Den

finden wir Christen in Gott, der uns nicht nur die Grenzen des gewöhnlich Menschlichen zu überschreiten hilft, sondern auch zu neuen Perspektiven möglicher ungeahnter Friedenssicherung ermutigen kann.

IV.

All dies zusammengenommen, zeigt uns, dass das, was zu uns Menschen gehört und uns Christen ausmacht, auch den beruflichen Alltag in extremen Situationen bestimmt. Die Überschreitung von Grenzen kann ins Unheil führen, sie kann aber auch Neues, Gewagtes und Ungewohntes eröffnen. So wie die Liebe den Menschen ungewohnt Schönes und Neues eröffnet, aber auch in den Abgrund reißen kann, so führt das Evangelium und der Glaube, wenn er auf das Wohl des Menschen um Gottes Willen bezogen ist, zum Guten. In den schwierigen Fragen einer ethischen Verantwortung für die Anwendung von Gewalt hilft es, die moralische Macht des Rechts anzuwenden, weil jede Tat begründungsbedürftig und niemals selbstverständlich ist. So mögen wir durch unseren Besuch hier in Lourdes und mit der Erfahrung, dass Gott ist und wirkt, immer mehr in der Fähigkeit wachsen, unser Handeln am Wohl der anderen und am Ziel, einen gerechten Frieden zu erreichen, zu orientieren. Dabei dürfen wir auf den Gott des Evangeliums vertrauen, der selber ungewohnte Grenzen überschreitet und Tod in Leben verwandelt. Amen.